

Ferdinand Vetter, am 3. Februar 1847 in Osterfingen geboren, gilt als Retter des 1007 nach Stein am Rhein verlegten Klosters St. Georgen. Die Vielseitigkeit seiner genialen, doch wenig diplomatischen Persönlichkeit ist allerdings auch nach 175 Jahren noch weitgehend unerforscht.

Ein Pionier des Kulturgüterschutzes

Andreas Schiendorfer

«Er möchte dafür wirken, eine Art von internationalem Roten Kreuz zum Schutze der Kunstwerke zu gründen und es, wie er vorschlägt, ein Goldenes Kreuz oder einen Goldenen Stern nennen», notiert der bekannte französische Schriftsteller und Pazifist Romain Rolland (1866–1944) in sein Tagebuch und fügt hinzu: «Der Gedanke ist gerechtfertigt und schön und könnte verwirklicht werden.»

Am 22. September 1914 wird er vom Berner Literaturprofessor Ferdinand Vetter ein erstes Mal kontaktiert. Dieser informiert ihn, erschüttert durch die schwerwiegende Beschädigung der Kathedrale von Reims, über seine Gedanken, die er in einem Vortrag in Lausanne der Öffentlichkeit vorstellt und die er 1917 in der Publikation «Friede dem Kunstwerk! Zwischenstaatliche Sicherung der Kunstdenkmäler» weiterentwickelt.

Doch wie so oft mahlen auch in dieser Frage die Mühlen enträuschend langsam. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wird 1954 die Haager Konvention zum Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten unterzeichnet, und die Verdienste als Katalysator des bereits im Jahre 1899 angestossenen Prozesses werden allein dem russischen Schriftsteller Nicholas Roerich mit seinem

«Roten Kreuz der Kultur» (roter Kreis mit drei roten Punkten) zugesprochen.

Lust an Gefahren

Es reicht nicht, Ferdinand Vetters Verdienste um den Schutz und die Rettung wertvoller Kulturgüter zu würdigen, wenn man seiner Persönlichkeit gerecht werden möchte. Vielmehr muss man ihn als einen der letzten Universalgelehrten betrachten, der auch als Literaturwissenschaftler, Schriftsteller und Historiker jahrzehntelang Bedeutendes leistet – wovon seine über hundert Titel umfassende Werkliste zeugt. Selbstbewusst ist er, unermüdlich und fleissig, doch nicht eitel. «Die Anspruchslosigkeit seiner materiellen Lebensbedürfnisse und die selbstvergessene Hingabe an kleine, unscheinbare Dinge» lassen ihn laut Otto von Greyerz, seinem Nachfolger als Literaturprofessor an der Universität Bern, lebenswürdig erscheinen. «Mit der Einfachheit seiner Lebensgewohnheiten, der Abneigung gegen behagliches Wohleben und jede Art von Luxus verband sich eine jugendliche Lust an abhärtenden Körperübungen, wie Wandern und Schwimmen, an Wagnissen und Strapazen und Gefahren.»

Diese «Lust an Gefahren» äussert sich auch in einem forschen, manchmal sturen Auftreten, das sein Umfeld immer wieder von den Kopf stösst und manch ein Vorha-



Ferdinand Vetter um 1916 zusammen mit seinem Sohn Balder im Bannhof (Klosterhof) des Klosters St. Georgen.

BILD MUSEUM KLOSTER ST. GEORGEN

ben «unnötig» scheitern lässt. Mitunter hat man sogar den Verdacht, Ferdinand Vetter brauche diesen Gegenwind, um seine ganze Schaffenskraft zu entfalten.

Das Charivari der Studenten

Ferdinand Vetter studiert in Basel, Berlin und Göttingen und findet mit seiner Dis-

sertation «Über germanische Allitterationspoesie» (1872) grosse Beachtung, weil sie die gängige Lehrmeinung von der Vierhebigkeit der stabreimenden Halbzeile im altgermanischen Gedicht überzeugend widerlegt. Nach und nach wird er zum geachteten Spezialisten altgermanischer Sprachen, das Altisländische eingeschlossen, und niemand ist überrascht, dass er eine Affinität zum deutschen Kulturkreis entwickelt. Alles recht und gut, doch dann wird er nach Nürnberg eingeladen. Von seiner 45 Jahre dauernden Lehrtätigkeit bleibt an der Universität Bern vor allem diese Rede in Erinnerung, wie 2009 ein Artikel in der Unipress über den «Fall Vetter» zeigt: «Der Schweizer Germanistikprofessor Ferdinand Vetter hatte 1902 in Nürnberg erklärt, die deutsche Schweiz wolle «eine deutsche Provinz in geistiger Beziehung sein und bleiben. Man fühle sich hierzulande im schweizerischen Nationalstolz erheblich verletzt und die empörten Studenten Berns demonstrierten ihr Missfallen mit einer schrillen Katzenmusik. Als die Polizei die Demonstranten allzu rüde daran zu hindern suchte, vor Vetters Haus zu ziehen, kam es beim Aargauerstalden zu einer regelrechten Strassenschlacht. Das Ganze wuchs sich schliesslich aus studentischer Sicht zu einem Zweifrontenkampf gegen Pangermanismus und Polizeiwillkür aus.»

Vetter, dessen eidgenössische Gesinnung nicht anzuzweifeln ist und der die Beschliessung einer französischen Kathedrale durch deutsche Artillerie kritisiert, scheint dieses studentische Charivari zu geniessen. Er veröffentlicht die Schrift «Die Schweiz eine «deutsche Provinz»? Meine Nürnberger Rede und ihre Folgen», und im Stadtarchiv Stein am Rhein harrt eine umfangreiche Artikelsammlung zu diesem Thema einer eingehenden Beurteilung.

Ein beachtenswerter Schriftsteller?

Vielleicht träumt Ferdinand Vetter zunächst vor allem davon, selbst ein bedeutender Schriftsteller zu werden. Nach einer Sagensammlung veröffentlicht er 1876 unter dem Pseudonym Friedrich Volker eine Gedichtsammlung mit dem Titel «Sang und Drang». In Bern fühlt er sich im Umfeld des Schriftstellers Joseph Victor Widmann besonders wohl. Schliesslich heiratet er dessen Stieftochter Ellen Brodbeck, die ihrerseits eng verwandt ist mit der Frau von Carl Spitteler, dem einzigen gebürtigen Schweizer Literaturnobelpreisträger. Spitteler setzt Vetter im Roman «Imago» 1906 ein reizvolles Literaturdenkmal. Eine Fundgrube ist auch Vetters 1891 gegründete dreisprachige «Schweizer Rundschau».

Doch aus Schaffhauser Sicht interessieren vor allem die Festschritte «Eberhard von



St. Georgen ist auch von aussen ein Bijou.

BILD SACHA GEISER, ZÜRICH/MUSEUM KLOSTER ST. GEORGEN

Nellenburg» (1895), «Krieg und Friede. Ein Rhein-, Stein- und Weinspiel zur 900-jährigen Gründungsfeier des Klosters St. Georgen und der Stadt Stein am Rhein» (1905) sowie «Abt David» (1911), mit dem Ferdinand Vetter eine Art Seelenverwandtschaft besitzt. Die Geschichte von Abt David von Winkelsheim, der sein Kloster am 5. April 1525 aufhebt, stösst im Stadttheater Bern auf Zustimmung («fesselnde Bilder von grosser sprachlicher Schönheit»), doch in Stein am Rhein selbst auch auf erbitterte Ablehnung. Zum 100. Geburtstag Vetters lüftet der Steiner Historiker Fritz Rippmann 1947 das Geheimnis: «Vetter behandelt darin seine Erlebnisse mit dem Stadtrat, dessen Mitglieder als Vorlage für einzelne Figuren dienten. Sein grimmigster Gegner war Präsident August Fuog. In seinem Stück nannte er ihn mit innerer Genugtuung «Unfug» und charakterisierte ihn entsprechend.»

Diplomatisch ist anders, allerdings: Wenn man weiss, dass es beim erbitterten Streit vor allem um einen Misthaufen geht, von dem aus ein wenig schmackhaftes Bäcklein über das spätere Friedensgässchen auf den St. Georgen-Klosterhof fliesst, dann

möchte man mit dem Literaten nicht allzu streng ins Gericht gehen.

Das «No e Willi»-Freilichtspiel basiert auf einem Text des Steiner Stadtarchivars Heinrich Waldvogel, doch auch Vetter erzählt im Zürcher Taschenbuch über «No e Willi und die schweizerischen Mordnächte» (1924); und liegt auch seit 2010 das «Schachzabelbuch» als Prachtausgabe von Renate Hausner vor, so besitzt «Das Schachzabelbuch Kunrats von Ammenhausen nebst den Schachbüchern des Jakob Cessole und des Jakob Mennel», 1887 von Ferdinand Vetter herausgegeben, doch hohen antiquarischen Wert.

Lokalhistoriker und Klosterrestaurator

Heute sind die Steiner auf ihr Klostermuseum St. Georgen ebenso stolz wie die Schaffhauser auf ihr Museum zu Allerheiligen. Doch im 19. Jahrhundert hält sich die Wertschätzung in engen Grenzen. Auch den Munot gäbe es ohne den Zeichenlehrer Johann Jakob Beck nicht mehr. Bauliche Kulturschätze sind teuer, behindern die Weiterentwicklung und sind potenzielle Baumateriallieferanten. St. Georgen dient der Stadt von 1834 bis 1852 als Schulhaus,

danach wird es an eine Seidenstoff- und Bandstofffabrik vermietet. Im Festsaal aus der Zeit um 1515 (Bild unten) wird eine Seidenraupenzucht eingerichtet. Doch es kommt noch schlimmer, in Vetters Nachruf in der «Berner Woche» wird die damalige Dramatik deutlich: «Im Jahr 1875 sollte es an drei Gerbermeister übergehen, die an seiner Stelle eine Lohgerberei errichten wollten; durch den Geldsturz (d. h. Konkurs) des einen zerschlug sich der Handel.» Nun kann Literaturprofessor Ferdinand Vetter seinen Vater Pfarrer Ferdinand Vetter dazu bewegen, St. Georgen am 19. April 1875 für 19 000 Franken zu erwerben. «Der praktische Pfarrer, der acht Kinder besass, richtete das verlotterte Gebäude zum Wohngebäude ein, liess Dächer und Fenster flicken und legte überall selbst mit Hand an.»

Nun beginnt sich Ferdinand Vetter für Baukultur zu interessieren, regt beispielsweise 1879 die Fertigstellung des Berner Münsters an. Gleichzeitig wird Vetter zu einem der frühesten und eifrigsten Steiner Lokalhistoriker. 1884 veröffentlicht er drei Arbeiten im Zusammenhang mit dem Kloster St. Georgen und der Reformation, doch bald schon weitet sich der Blick. So etwa auf den Obertorturm, den er kurzerhand mit einer Wandmalerei versieht, um ihn zu retten. Und bis zuletzt bleibt er streitbar und streitlustig. 1922 kämpft Vetter unter der Losung «stuulu» mit spitzer Feder, doch vergeblich, für die Erhaltung der vier (aus heutiger Sicht wertvollen) gotischen Säulen in der Rathauslaube Schaffhausen, und 1923 veröffentlicht er die Streitschrift «Heimatschutz oder antiquarisches Museum?», mit welcher er die Rückgabe alter Zürcher und Steiner Ratsherren- und Amtmannscheiben der Steiner Stadtkirche fordert.

Das Kloster St. Georgen wird 1891 unter Schutz gestellt, 1926 gelang es nach langen Verhandlungen an die Eidgenössische Gottfried Keller-Stiftung, den Kanton Schaffhausen und die Stadt Stein am Rhein; seit 1945 gehört es der Eidgenossenschaft alleine und wird heute vom Bundesamt für Kultur geführt.

Das von Andreas Münch geleitete Klostermuseum St. Georgen (www.klostersanktgeorgen.ch) ist von April bis Oktober geöffnet.

Weil die Stadt Stein am Rhein 1972 den ersten Wakkerpreis erhalten hat, startet der Schaffhauser Heimatschutz das Jubiläum «50 Jahre Wakkerpreise» am Donnerstag, 7. April, in der Massstabfabrik Stein am Rhein.

Der Berner Münsterturm als Denkmal eines Wesensfremden

Gegen eine Million Menschen besuchen jährlich die grösste Kirche der Schweiz, deren Grundsteinlegung auf den 11. März 1421 zurückgeht. Wegen der Pandemie steigen die Jubiläumsfeierlichkeiten «600 Jahre Berner Münster» erst dieses Jahr, vom 10. bis 13. März. Das ist bedauerlich, doch die Verzögerung passt: Für unzählige Generationen endet der Münsterturm bereits auf einer Höhe von 55 Metern. Erst 1889–93 wird der Turm auf seine imposante Höhe von 100,6 Metern aufgestockt. Die Schlüsselfiguren der baulichen Vervollendung sind als Porträtkonsolen oberhalb der mittleren Münsterterrasse verewigt: Dombaumeister August Beyer, Kirchmeister Karl Howald, Albert Zeerleder, Präsident Münsterbauverein, insgesamt acht verdiente Persönlichkeiten. Einer fehlt: Ferdinand Vetter.

Während seiner Lehrtätigkeit am Deutschen Seminar der Universität Bern befördert Vetter in 45 Jahren zahlreiche literarische Perlen ans Tageslicht, so den Lyriker Dranmor (Ludwig Ferdinand Schmid) oder einige Oberländer Dichter des 17. Jahrhunderts. Vor allem aber befasst er sich intensiv mit den drei Grossen Berns: Niklaus Manuel, Albrecht Haller und Jeremias Gotthelf. Dazu kommt in seiner Freizeit – als Berufung – das aus seiner Sicht bedeutendste Berner Bauwerk.

Das Unvollendete vollenden

Mit seiner ganzen Schaffenskraft will Vetter für Bern das als unvoll-

endet Erkannte zum guten Abschluss bringen. Er übersetzt den Briefwechsel Hallers mit dem Zürcher Gelehrten Johannes Gessner vom Lateinischen ins Deutsche, veröffentlicht ein Reisetagebuch Gotthelfs. Anhand der Fasnachtsspiele Manuels zeigt er die schriftstellerische Genialität des Malers des Berner Totentanzes auf. Und am 17. Dezember 1878 lässt er mit einem akademischen Vortrag den Traum der Münsterturmvollendung wieder aufleben und wird

folgerichtig Gründungspräsident des Berner Münsterbauvereins. Doch der letzte Erfolg bleibt Vetter stets versagt: 1886 räumt er, unmittelbar nach der Münsterausstellung im Kunstmuseum, seinen Platz an der Spitze des Münsterbauvereins, um das Projekt nicht zu gefährden. Zwar verbleibt er im Vorstand, bleibt hyperaktiv, doch sein Buch zur Projekt- und Baugeschichte bleibt unveröffentlicht. Sein Einweihungsspiel «Niklaus Manuel», seine spä-

teren Vorschläge für Glasmalereien zur Berner Geschichte: nicht realisiert. Auch scheitert die Rückführung der von ihm wiederentdeckten Handschriften Hallers an unrealistischen Forderungen Italiens. Die Gesamtausgabe der Werke von Jeremias Gotthelf, an die er sich als Erster heranwagt, wird nach zehn Bänden gestoppt, und seine grosse Manuel-Biografie verstaubt in der Schublade.

Weitere Misserfolge gefällig? Die Redaktion seiner grandiosen «Schweizer Rundschau» wird ihm nach fünf Jahren entzogen, und Bundesrat Karl Schenk höchstpersönlich verhindert seinen Einsitz in die Gottfried Keller-Stiftung von Lydia Welti-Escher.

Freigeistiger Idealismus

Die Gründe für sein wiederholtes finales Scheitern nennt Literaturprofessor Otto von Greyerz im Nachruf: «Mit Bern verband ihn keine ausgesprochene geistige Wahlverwandtschaft. Sein freigeistiger Idealismus, der gerne über Menschen und Dinge der Gegenwart hinwegflog und durch ein nicht immer herausgefordertes Bekennen auch Wohlgesinnte vor den Kopf stossen konnte, trat nicht selten in Gegensatz zu der vorsichtig urteilenden und in höheren Gefühls- und Bekenntnisfragen zurückhaltenden Bernerart. Sein ungestümer Drang nach Unternehmungen und Gründungen, denen oft nur seine Person im Wege stand, erlitt neben schönen und wohlverdienten Erfolgen auch schwere Enttäuschungen.» (schi) ■



Das Berner Münster um 1800. AQUATINTA GABRIEL LORY DER ÄLTERE/SCHWEIZ, NATIONALBIBLIOTHEK